

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 152. Bromberg, den 5. Juli 1930.

Ein Welthaus.

Roman von Sophie Kloerss.

(24. Fortsetzung.) ———

Paul aber, der seinen Aufsatz in der Kladde beendet hatte, überlegte eine Weile, ob er ihnen folgen sollte. Er sagte sich, daß für ihn bei diesem Vergnügen doch nur die Rolle des Zuschauers bleiben würde, und da er die zur Genüge kannte, verzichtete er, nahm sich Schreibmappe und Briefpapier, und begann einen Brief an die ferne Großmutter. Und dieser Brief war der Ruf, der Adelheid wachrief aus ihrer Lethargie, in die sie seit drei Jahren versunken war. Das Leben kam und wollte etwas von ihr. Es forderte, forderte im Namen dessen, der so lange Jahre sein ganzer Inhalt gewesen. Mußte sie nicht folgen?

Paul schrieb:

Liebe Großmama!

In vier Wochen ist Dein Geburtstag. Ich will Dir dazu gratulieren, und ich hoffe, der Brief kommt noch zur rechten Zeit bei Dir an.

Uns geht es gut. Papa und Mama wollen in diesem Jahr nach Wildungen, da will Mama Brunnen trinken. Irgendwo soll der gut für sein.

Meine Schwestern sind alle gesund. Sie spielen unten Krocket und zanken sich dabei. Das tun ja wohl alle Leute, wenn sie Krocket spielen. Elsie und Fritz auch immer, und wenn ich nicht mitmogel, lachen sie mich aus. Liebe Großmama, ich hab' hier in meinem Zimmer an der Wand zwischen den Fenstern die Bilder von Dir und Großpapa, die Ihr mir geschenkt habt, als Ihr vor acht Jahren nach Java reistet. Ich sehe sie immer an, und ich denke dann, ich möchte wohl solch ein Mann werden wie Großpapa. Onkel Soltau erzählt oft von ihm. Neulich sagte er, dein Großpapa, dein Großpapa, das war ein ganz famoser Mann. Der konnte mehr, als die ganze Börse mit all ihren Maklern und Agenten zusammengenommen. Ein Welthaus wollte er bauen. Hätt' er nur noch zehn Jahre gelebt — er hätte es gebaut. Wenn ihm sein Bau zehnmal vom Sturm umgeworfen wurde, er fing zum elftenmal wieder an. — Daran muß ich immerzu denken. Aber reden kann ich nicht gut davon. Nämlich ich sagte nachher so bei mir: Nu will ich das Welthaus bauen — und da hat Fritz so schrecklich gelacht, und hat mir immer nachgemacht, wie ich es sagte: Ich w—will das W—welthaus bauen. Weil ich doch so leicht stotter. Aber es ist nicht mehr so schlimm wie früher. Nur wenn ich mich aufreg'. Aber ich geb' mir Mühe, daß ich ruhig bleib'.

Liebe Großmama, glaubst Du auch, daß ich das nicht kann? Daß ich dazu zu dumm bin? Sie sagen es immer alle, ich bin dumm, die Lehrer und die Schwestern und Fritz, aber ich kann ganz gut nachdenken, nur reden kann ich nicht so fix wie die andern. Darum mögen sie mich auch nicht gern leiden. —

Wir haben einen Lehrer, bei dem haben wir Aufsatz und Weltgeschichte, Herr Schumann heißt er, der sagt immer: Aller Wille muß ein festes Ziel haben. Bei den Menschen und bei den Städten und bei den Völkern. Darum ist Hamburg so groß geworden, weil es sein Ziel nie aus den Augen verloren hat, eine Burg des Handels im deutschen Land zu werden. Und so sollten wir Hamburger Jungens auch alle denken und fühlen. — Das kann ich gut begreifen.

Wenn ich das nun ganz fest will, weißt Du, daß ich das Welthaus bau', das Großpapa nicht mehr bauen kann, glaubst Du wohl, ich kann es doch erreichen? — Ich möchte ja gern Geschichte und Literatur studieren, ich mag so schrecklich gern lesen, und hier bei den Eltern kommt manchmal ein Freund von Papa, Herr Doktor Bubedey, der spricht über Bücher und so was, das hör' ich so gerne, so möcht' ich auch werden. Aber lieber noch will ich so werden wie Großpapa. Und ich kann ja doch nicht so Vorträge halten, weil ich mit der Zunge anstoß. Ich bin nun fünfzehn Jahre, und Ostern übers Jahr kann ich meinen Einjährigen haben, wenn ich nicht sitzen bleib'. Aber ich will mir viele Mühe geben, daß ich 'rüber komm'. Dann muß ich dienen, und dann muß ich drei Jahre lernen, und dann bin ich erst Kommis, und dann muß ich ins Ausland, aber nachher — da kann ich doch anfangen. Liebe Großmama, ich hab' immerzu vom selben geschrieben, verzeih. Papa sagt, das ist schrecklich bei mir, wenn ich was hab', da kann ich nicht von loskommen. — Ich weiß aber nicht, wen ich sonst fragen soll. Und ich weiß noch, wie Du noch hier in Deutschland warst, da bin ich oft zu Dir gelaufen, wenn ich Schelte bekam, und Du hast mich getröstet. Und Du hast doch Großpapa auch am besten gekannt.

Nun will ich schließen, wir sollen gleich Abendbrot essen.

Mit vielen Grüßen

Dein treuer Enkel

Paul A. Heinecken."

Adelheid las den Brief, wie sie alle Briefe aus Deutschland las, zuerst leichthin, denn sie war wie durch einen Vorhang von allem getrennt, was einmal „zu Hause" gewesen war. Dann blieb ein Eindruck in ihr zurück, der sie zwang, ihn zum zweitenmal vorzunehmen. Es waren wohl die nebensächlich hingeschriebenen Worte: Darum mögen sie mich auch nicht gern leiden. — Tragik im Leben eines Kindes. Und so ohne Bitterkeit ausgesprochen wie etwas Selbstverständliches. Ja, sie sah ihn in Gedanken vor sich, den Jungen, schwer, langsam, ernsthaft, und doch mit so viel Sehnsucht nach Lachen und Vergnügtsein. „Darum mögen sie mich auch nicht gern leiden." Du guter Kerl, hier in Java sitzt eine alte Frau, die mag dich leiden. So wie du bist, gerade so. Mit all deiner Gutheit und deinem ernsten Willen. Du willst ein Welthaus bauen? Was Karl Anton nicht konnte, das willst du unternehmen? — Sie lächelte, als sie die kindlichen Worte zum zweitenmal las. Trotzdem, da war ein Klang in ihnen, ein Streben, das ging über die Jahre des Jungen hinaus. — Es packte sie an. Sollte doch in dem Enkel das auferstehen, was der Großvater sich in ihm gewünscht und erhofft hatte? Steckte in der herben Hülle eine Kraft, die zielbewußt und unermüdlich Berge versetzen konnte?

Aber wer würde da drüben den Jungen verstehen? Sie dachte an Minna, die treusorgende, die jeden Pfennig umdrehte, musterhaft ehrenhaft und brav war, aber über einen kleinen Kreis der Gedanken nicht herauskam. An Paul, der sicher nicht der Rechte war, diesen Sohn zu erkennen, an die jungen Schwestern, die bald alle ihre eigenen Wege gehen würden — Minna hatte ja im letzten Brief schon angedeutet, daß sich ein ernsthafter Bewerber für Anna gefunden habe — nein, da war niemand, der das in Paul Anton pflegen würde, was noch ein schwaches Pflänzchen war.

Eine Stimme in ihr sagte: Also mußt du es tun.

Aber nein! Aber um Gottes willen — das doch nicht!

Sie blieb hier, wo das Grab war, wo die letzten schönen Erinnerungen, wo niemand etwas von ihr wollte, was sie nicht aus freien Stücken gab. — Was half es? Der Brief ließ sie nicht los.

Ein Vermächtnis des Toten war dieser Junge. Der Erbe nicht nur des Namens, auch der Erbe seiner Hoffnungen und Wünsche.

Immer wieder rüttelte es an ihr. Aus dem Grabe heraus sprach Karl Anton: Bist du nun die Frau, die ich in dir glaubte, oder bist du es nicht? Hab' ich je den Stab aus der Hand gelegt, solange ich noch weiterwandern konnte? Fast siebzig war ich, als mein Haus zusammenbrach — ich bin nicht mit zerbrochen. Wie alt bist du denn jetzt? Vierundfünfzig, und willst hier vielleicht noch zwanzig oder dreißig Jahre träge verdämmern, während drüben die Arbeit auf dich wartet, Arbeit in meinem Geist. Mein Grab? Ich bin in Deutschland so lebendig bei dir, wie ich es hier bin. Was gilt der Platz, wo das sterbliche Kleid liegt? Geh' hinüber. Ich verlange es von dir. Wenn du mich je geliebt und verstanden hast. —

Da war der Entschluß fertig.

Es war nicht schwer, die Plantage zu verkaufen. Mehr als einmal war ihr schon ein guter Preis geboten worden, sie hatte ihn ausgeschlagen, weil sie nicht an Verkauf dachte. Jetzt mußte es also sein.

Im August bekam Paul Heinecken einen Brief von Adelheid, in dem sie ihre Rückkehr anzeigte. Zum September schon. „Damit ich mich noch vor dem Winter wieder an das nordische Klima gewöhnen kann." Und sie hatte einen seltsamen Wunsch hinzugefügt: „Es soll mich niemand vom Schiff holen wie euer Junge, er ist ja alt genug, daß er das kann."

Was sollte das nun wieder? Adelheid hatte auch immer so ausgefallene Ideen. Paul Anton — der war doch nie allein am Hafen gewesen — der verstand doch gar nicht —

Aber der Junge, der auf seinen Brief ohne Antwort geblieben war, straffte sich ordentlich, als er von der Anordnung der Großmutter hörte.

„Ich kann da sehr g—gut allein fertig werden. Ich kann g—ganz g—gut Großmama holen."

„Ich werde dich hinbringen und warten, bis der Dampfer in der Nähe ist", beschloß der Vater.

Doch als der Tag kam und die Stunde, wo ein Telegramm eintraf, der „Neptun" sei schon bei Schulau, und in zwei Stunden würden die Passagiere mit dem kleinen Roland an die Stadt kommen — da tat Paul Anton, was ihm sein Vater nie zugetraut hätte. Er machte sich heimlich davon an den Hafen, und wartete dort drei Stunden — denn der Roland hatte wie immer Verspätung — an den Elbbrücken auf die Großmutter.

Er war sich ganz sicher, daß er sie sofort erkennen würde, er hatte sie noch in Erinnerung mit den dunklen Haaren und den frohen Augen und den frischen Farben, und ihr Bild hing ja auch in seinem Zimmer. So stand er und spähte und fand sie nicht, bis neben ihm eine Stimme sagte: „Bist du nun ein Heinecken, oder bist du es nicht?"

Eine Frau mit schneeweißem Haar, braungebrannt wie eine Indianerin, schmal in den Zügen, die Augen so ernsthaft — doch nun begannen diese Augen zu lächeln bei dem prüfenden Blick des Jungen.

„Großmama," schrie Paul Anton, „Großmama", hing an ihrem Halse und vergaß für einen Augenblick alle Schwerblütigkeit.

Als sie sich in der Droschke gegenübersaßen, denn Adelheid wollte ihm in das Gesicht sehen können, war er schon wieder zurückgekrochen in sein Schneckenhaus.

*

Ja, es war das alte Haus, als sei sie nicht Jahre, sondern nur Tage fortgewesen. Es war der Park mit seinen Bäumen und seinen Rosen, es war alles wie damals. Nur der eine, mit dem sie hier gepflanzt und gebaut — der —

Nicht daran denken. Jetzt nicht. Solange andere da waren, die ihr in das Gesicht sahen, die sie willkommen hießen, ihre Hand drückten —

Ja, da stand Paul, wenig verändert, und Minna, immer gleich gut und schmal und freundlich, da stand der alte Ladwig in seiner hohen, weißen Binde, seine 84 mit Würde tragend — und wer war denn das, diese ganz kleine, verschrumpfte Gestalt, die mit Tränen der Rührung sie umfaßte: „Meine geliebte, treue Adelheid." An der näselnden Stimme erkannte sie Madame Hellwig. „Tante Anna!"

„So sehen wir uns wieder. So traurig ist deine Heimkehr."

„Bitte — nicht, Tante. Wir wollen nicht in der ersten Stunde davon sprechen. Geht es dir gut?"

So war sie wieder im alten Haus und faßte ihr Leben an.

Alle kamen. Alle waren herzlich und einige, vor allem die Saltaus, waren ehrlich warm und froh, sie dort zu haben.

Abends saß sie manches Mal in den oberen Stuben bei den beiden alten Leuten, die ihre Mahlzeiten gemeinsam nahmen, und nach dem Abendbrot noch Besik spielten, oder eine Partie Whist mit zwei Blinden. Wenn Adelheid ihnen die Freude machte, mitzuspielen, damit doch nur ein Blinder dabei war, machte sie ihnen schon ein großes Vergnügen.

Doch sie brauchte mehr. Einmal wieder herausgerissen aus den Träumen und der Untätigkeit, in die der warme Süden sie während der Trauerzeit versetzt hatte, griff sie mit fester Hand in das Leben. Es gab Arbeit für jeden, der sie wollte.

Hamburg hatte so viele gemeinnützige Anstalten, brauchte so viele Herzen und Hände, die sich nicht um Ehre und Gewinnes willen der Armen und Kranken annahmen, daß jeder Arbeit genug fand, der nur Arbeit haben wollte.

Mehr aber als diese Arbeit zum Allgemeinwohl beschäftigte sie doch das eine, das sie zurückgeholt hatte.

Sie beobachtete den Enkel, ohne das der Knabe es merkte. Sie hatte ihn viel in ihren Zimmern, ließ ihn erzählen, erzählte selber, fragte aber nie nach dem, was sie doch beide in der Stille beschäftigte. War er wirklich der Enkel Karl Antons? Nicht nur dem Blut, sondern auch dem Geiste nach?

Von der genialen Lebensüberfülle des geliebten Mannes fand sie nichts in ihm. Bisweilen blitzte einmal ein Funke auf, doch er war immer zu klein, zu flüchtig, um besondere Hoffnungen zu erwecken. Nur eins war Großvater und Enkel gemeinsam — der eherne Wille, sich nicht unterkriegen zu lassen. Bei Karl Anton war dieser Wille Feuer und Kraft gewesen, bei Paul setzte er sich in zähe Verbissenheit um.

Einmal saß er bis tief in die Nacht rechnend bei ihr.

Der Kandidat Himmelmann hatte eine Angina, Paul durfte nicht hin, er konnte sich anstecken. Da arbeitete er bei Adelheid. Und es waren neue Aufgaben, Rabattrechnung, knifflige, abscheuliche Sachen. Sie wollten sich nicht lösen, der Ansatz mußte nicht richtig von ihm erfaßt worden sein. Sie konnte ihm da nicht helfen, zu ihrer Zeit hatte man diese Dinge nicht betrieben, in den Mädchenschulen schon gar nicht.

„Ich geb' dir eine Entschuldigung mit", sagte sie endlich, todmüde vom Danebensitzen. „Die Uhr ist nach elf. Geh zu Bett, Junge."

„Ich will es 'raushaben. Fritz sagt, das ist Kinderspiel. Und ich kriege es auch."

Sie saßen bis halb eins, da hatte er die Sache begriffen und sein Exempel gelöst. — Seitdem war er in der Achtung der Großmutter eine gute Stufe hinaufgestiegen.

(Fortsetzung folgt)

Alte Thorner im Kriege 1870/71.

Nach Familienaufzeichnungen über die Kriegserlebnisse des Landwehr-Infanterie-Bataillons Thorn

von Emil Walter.

III.

Um 9 Uhr erreichte das Regiment v. Krane ein Schlößchen. Es war schöner Wintertag. Der Schnee hart gefroren. Die Bataillonskommandeure hielten Ansprachen an ihre Leute. Das betreffende Bataillon verlor an diesem Tage 145 Mann.

Bis zur nächsten Waldlisiere waren 200 Schritt. Von hier schwärmten die 25iger aus, die an diesem Tage mit dem Regiment v. Krane die Brigade Knappe von Knappstädt bildete. Tilk nennt in seinen sehr ausführlichen Tagebuchblättern den Oberst von den 25igern, Freiherrn v. Loos, einen fürchterlichen Kerl, aber tüchtigen Soldat. Die Thorner sahen hier von ferne, wie die 25iger unter dem Befehl ihres tapferen Regimentskommandeurs die Brücke über den Ognon stürmten, die von 2 feindlichen Kompanien besetzt war.

Der Umstand, daß die von den französischen Kolonnen benutzten Straßen stellenweise in östlicher oder nordöstlicher Richtung laufen, ließ die Werdersche Annahme, der Feind stehe im Begriff, von der Marschrichung auf Belfort abzubiegen, als berechtigt erscheinen.

Nichts destoweniger war ersichtlich, daß erhebliche französische Massen im Vormarsch auf Villasexell begriffen waren. Infolgedessen wurde deutscherseits dieser Ort wieder aufgegeben. Das geschah gegen die Absicht Werders. Er befahl den in der Nähe haltenden 3½ Ostpreußischen Landwehrbataillonen der Divisionen Schmeling, nämlich Wehlau, Osterode-Ortelsburg und Thorn, Schloß und Park Villersexell wieder zu nehmen. Ein Generalstabsoffizier übernahm die Führung der 3½ Landwehrbataillone und brachte sie über die Ognonbrücke, nachdem inzwischen noch Oberst v. Loos davon in Kenntnis gesetzt worden war. Ohne zu zögern, ließ der Oberst v. Loos sein Regiment Front machen, um den soeben freiwillig geräumten Ort wieder zu nehmen.

Wie eine Lawine wälzte sich die Masse der Feinde heran. Da erschallte, weithin vernehmbar, das Kommando der Kompanieführer zum Feuern. Eine Salve warf den Feind zurück.

Die Ausführung des den Ostpreußischen Landwehrbataillonen erteilten Auftrages, Schloß nebst Park von Villersexell wieder zu nehmen, war in der Dunkelheit außerordentlich schwierig. Tilk hielt in der Nähe bei seiner Kompanie mit seinem Regimentsstabswagen und dem Gefreiten, dem Thorner Oberlehrer Feyerabend.

Nach 6 Uhr stürmte eine etwa 80 Mann starke Abteilung der Osteroder Landwehr unter Führung des Major v. Wussow mit aufgepflanztem Bajonett durch den Park in das Schloß, und bald waren auch Wehlau und Oberst v. Krane im Schloß. Nur in den Kellern und in den oberen Stockwerken hielt sich der Feind. Alle Versuche des Bataillons Wehlau, in die Keller einzudringen, blieben erfolglos. Desgleichen konnte der Feind nicht aus dem Park vertrieben werden. Durch einen falsch aufgefaßten Befehl des Generals v. Schmeling, der auf eine Meldung einem Offizier antwortete: „Nun, so räuchert sie hinaus!“ wobei es sich nicht um Brandstiftung an dem Schloß handelte, sondern um das kriegsübliche „Hinausräuchern mit Pulver und Blei,“ wurde das Schloß in Brand gesteckt. Oberst v. Krane jedoch und Major v. Wussow, welche, in Begleitung von einigen Mannschaften, beschäftigt waren, die in oberen Stockwerken befindlichen Franzosen zu vertreiben, ebenso eine andere Abteilung deutscher Soldaten im Ostflügel wußten nicht, daß die Landwehrleute, nachdem sie das Feuer angelegt hatten, abmarschiert waren. Als nun die beiden Offiziere mit einem brennenden Licht in das Erdgeschoß zurückkehrten, erhielten sie durch ein Fenster von außen her Feuer. Man löschte das Licht aus und gewahrte, das die deutsche Schloßbesatzung abgezogen und der Hof vom Gegner wieder besetzt war.

Oberst von Krane beschloß, sich mit seinen Leuten durchzuschlagen. Da erschien Hilfe. Das in Villersexell in Reserve stehende Bataillon der Thorner Landwehr rückte aus der Stadt gegen den östlichen Schloßflügel vor, um die, wie man fälschlich annahm, im Schloß noch kämpfenden zwei anderen Bataillone zu unterstützen, von deren Abzug man merkwürdigerweise im Städtchen Villersexell nichts wußte. Es gelang eine Verständigung durch das Fenster des Obersten mit den Thornern.

Hier in der Nähe traf Tilk übrigens seinen Freund Fehlauer (späteren Thorner Kaufmann und Stadtrat) mit dem Munitionswagen. Tilk fragte ihn erstaunt, ob er Lust hätte, mit seiner Karre in die Luft zu fliegen. Er solle doch nur sehen, wie die Granaten einschlügen. „Wer hätte das gedacht, daß es der Landwehr so ergehen würde,“ war Fehlauers Antwort.

Jetzt wurde das Granatfeuer heftiger und Fehlauer entschwand mit seiner Munition Tilks Blicken. Einige Geschosse schlugen in Tilks Nähe ein. Er sah von seinem Beobachtungsposten, wie ein Fahrer, der es mit der Angst bekam, auf die Pferde einhieb und mit dem Stabswagen davonsauste. Tilk und Feyerabend konnten dem Fahrer des unwegbaren Geländes halber nicht schnell folgen und meldeten sich bei einem Offizier der 25iger. Der Offizier ließ die beiden Leute nach Lure ca. 24 km marschieren. Das Gefecht wäre abgebrochen und die Landwehrleute hätten Befehl erhalten, dort hinzumarschieren.

IV.

Kehren wir zum Schloß zurück, — zu Oberst von Krane und Major von Wussow und zu ihren tapferen Leuten. Nachdem die kleine Schar aus Tür und Fenstern eine Salve in den vom Feinde besetzten Hof abgefeuert hatte, stürmte sie mit Hurra aus dem Schloß und bahnte sich durch den Hof einen Weg, alles vor sich niederkämpfend. So gelang es der kleinen Schar, sich zu retten.

Das Feuer hatte im Schloß bald rasend um sich gegriffen. Dem Besitzer, Marquis v. Gramont, war bereitwilligst Gelegenheit gegeben, sich mit seiner Familie rechtzeitig in Sicherheit zu bringen.

Da es den 25igern nur teilweise gelang, sich des Ortes Villersexell zu bemächtigen, erteilte Werder um 1 Uhr morgens den Befehl zur Räumung.

— — — — — — — — — — — —

Aus dem Walde herauskommend erreichte Tilk mit seinem Gefreiten Feyerabend eine Wegekreuzung und kletterte auf den Wegweiser. Die Aufschrift war aber unleserlich. Da sah Tilk auf dem Schnee eine Bajonettscheide mit dem Stempel „Ortelsburg“ und er glaubte, die richtige Spur gefunden zu haben.

Gegen Mittag kam Tilk mit seinem Gefreiten nach Lure, wo er wieder mit der Landwehr zusammentraf und auch in einer Ausspannung seinen Wagen wiederfand.

Gegen 4 Uhr nachmittags überbrachte eine Ulanenordonnanz den Befehl, mit dem Stabswagen nach Lygoffans zu kommen. Hier mußte der Stabswagen dem Oberst v. Krane übergeben werden, der inzwischen verwundet war und in die Heimat zurück mußte.

Der neue Fahrer, den Tilk erhielt, war besser zu gebrauchen als der alte. So begaben sich unsere Freunde auf die Suche nach neuem Wagenmaterial.

Im Stalle des Bürgermeisters von Lygoffans fand man Reisig in einer Ecke aufgeschichtet bis zur Decke. Das war auffallend. Als daher die Soldaten anfingen, die Bündel abzuwerfen, hörte man auch schon das Wiehern eines Gaules. Man fand die Tür und dahinter im Stall einen kleinen Schimmel. In anderen Gehöften wurde Vorder- und Hinterwagen gefunden. Unsere strategischen Tausendkünstler banden beide Wagenteile zusammen und der neue Regimentsstabswagen war fertig. Die Akten wurden darauf verpackt und mit Peitschenknall ging es dem Regiment nach. Doch lange dauerte die Freude nicht, denn an einem Berge brach der Wagen zusammen.

Man fluchte, was das Zeug hielt und versuchte zu reparieren, aber da kam schon mit verhängten Zügeln Major v. Kaiserlingk angeritten und rief von Weitem: „Kerls, macht daß ihr fortkommt; in einer halben Stunde sind die Franzosen im Dorf.“

Tilk lief mit seinem Kameraden in ein Bauernhaus. Er wußte von der Existenz des Wasserkessels an der Kette in jedem französischen Gutshaus zu damaliger Zeit. Der Fahrer Christian Callin stieg dem Tilk auf die Schultern und hakte im Schornstein die Kette los, mit der man die Wagenteile zusammenbinden wollte. Die Freude war kurz, denn die alte Kette riß entzwei, als man den Wagen damit binden wollte, weil sie zu stark verrostet war.

Mittlerweile waren alle Truppenteile aus dem Dorfe heraus. Seitwärts hörte man Gewehrfeuer. Langes Besinnen gab es nicht. Schließlich fand man in einem anderen Gebäude doch noch eine passende Kette zum Verschnüren des Wagens. Mit Hü und Hott ging es dann den Berg hinauf.

Mit höchster Spannung erwartete der alte Kaukasus-Held Werder den Anbruch des neuen Tages. Da festgestellt wurde, daß Bourbaki keinen größeren Angriff beabsichtigte, gab Werder zwischen 7—8 Uhr morgens den Befehl zum Abmarsch in eine

günstigere Stellung. Alsbald rückte das Korps in nordöstlicher Richtung ab, um vermittels eines Flankenmarsches endlich in einem großen Bogen in die Stellung vor Belfort zu gelangen.

Der Abmarsch der Division Schmeling, die den neuen Anmarsch des Korps Werder deckte, vollzog sich pünktlich. Es wurde in so breiter Front marschiert als die Straße es gestattete.

Gegen 3 Uhr hatten unsere Freunde endlich den Gipfel des Berges erreicht. Da gewahrten sie ein großes schönes Fabrikdorf an dem Flüßchen Lisaine. Hier hatte viel Wald gestanden. Alle Bäume waren aber jetzt abgehauen und zu Pallisaden verwandt. Nun wurde auch die Brücke zur Sprengung vorbereitet. Die 7. Pioniere schafften gerade die Ladung hinein. Hier wurde der Hauptangriff des Feindes erwartet, aber später erst stellte sich heraus, daß es der Feind hauptsächlich auf Montbéliard (Mömpelgard) im Süden und Chenebier und Frahier im Norden abgesehen hatte.

(Schluß folgt.)

Besuch.

Skizze von Erwin Sedding.

Als der Bauer in die Küche trat, fand er sein Weib mit hochgekrempelten Ärmeln vor einem Holztrog Teig knetend.

„Feierabend!“ sagte er.

„Nichts da, Feierabend!“ war ihre Erwiderung. „Der Kuch'n muß fertig werden. Oder hast du vergessen, daß dein Schwager uns morgen besuchen will? — Außerdem brauche ich zwanzig Mark. Die Bettdecken in der Kammer haben die Mott'n aufgefressen.“

Es war das erste Mal in seiner anderthalbjährigen Ehe, daß der Bauer auf Widerrede stieß. Eine Anwandlung von Zärtlichkeit hatte ihn in die Küche getrieben, nun stand er mit zusammengepreßten Lippen da und zählte die Rosinen, die im Gelb der Eimasse schimmerten.

„Die Ursel hat eine Decke z'viel“, hörte er die Bäuerin sprechen. „Für zwei Zehner, meint die Ursel, könnten wir dem Schwager ein feines —“

Der Bauer war in die Wohnstube zurückgekehrt. Nicht nur der Trotz der Frau wurmte ihn; da war auch noch der Kuchen, für den sie sich abrackerte. „Hat sie mir je einen Kuchen vorgesetzt?“ ging's ihm durch den Sinn. Daß dies geschehen war, weil er sich für gewöhnlich nichts aus Gebackenem machte, vergaß er, denn er empfand im Augenblick einen starken Appetit danach.

Einige Minuten stand er unschlüssig vor dem Fenster. Er hörte die Frau weiterkneten und glaubte, wenn er die Augen schloß, ihre runden Arme vor sich zu sehen. „Quatsch!“ murmelte er dann, ging kurz entschlossen an der Schlafzimmertür vorüber und auf den nächtlichen Hof hinaus.

Im Viehstall roch es nach Dünger und Milch. Der Bauer tastete nach der wacklichen Leiter hin, deren Sprossen nur den, der sie kannte, trugen, kroch auf den Boden hinauf und watete ins Heu hinein. Irgendwohin warf er sich zur Ruhe. Ein fehlender Dachsparren zeigte ihm zwei blinzelnde Sterne am schwarzen Firmament. Knisternde Gräser im Ohr wartete er auf den Schlaf. Eine Kuh, der Stimme nach die Liese, brüllte, daß der Hund anschlug. Die Frösche quakten.

Früh wusch der Bauer sich am Brunnen und ging, ohne sein Haus betreten zu haben, auf die Felder. Wortlos arbeitete er in der stechenden Sonne, schluckte den Gram mit den Schweißperlen hinunter, die ihm von der eckigen Stirn rannen, und dachte an den Schwager, der nun wohl angekommen sein mußte. Bis die Uhr im Dorfe zwölf matte Schläge über die Äcker her sandte: Essenszeit, Essenszeit!

Im Wohnzimmer dampfte die Suppenschüssel bereits auf dem Tische. Die junge Bäuerin, blaß, aber ohne Spuren geweinter Tränen, schob ihrem Manne den Stuhl hin.

„Wo ist der Schwager?“ fragte dieser unsicher.

Die Frau schöpfte den Teller voller Suppe. „Der Schwager hat heute früh geschrieben. Er kommt nicht.“

Große Fettaugen schwammen auf der Brühe. Der Bauer wog unzählige Worte auf den Lippen. Er ärgerte sich, daß er den Mut nicht fand, seine Frau anzusehen.

Dann räumte sie das Geschirr fort und schob etwas Braunes her, das wie Kuchen roch.

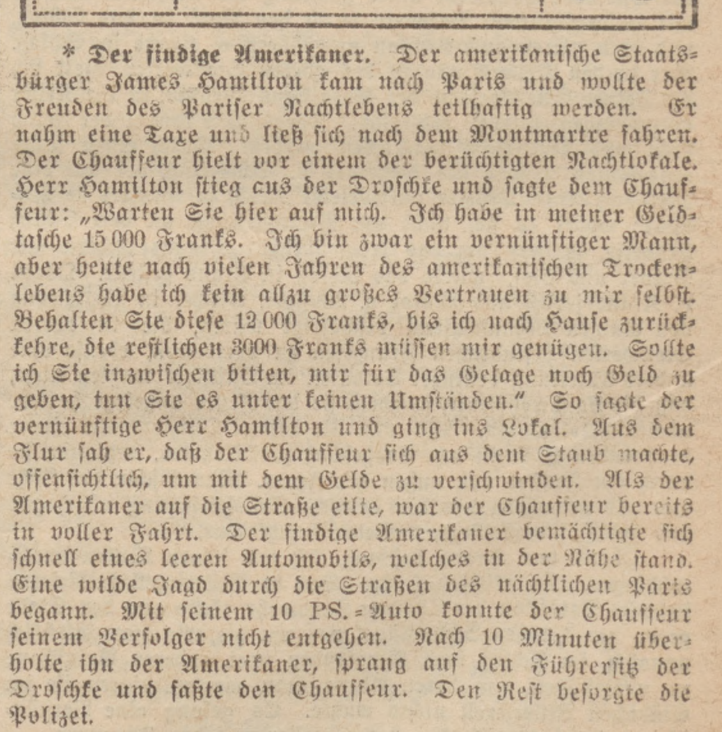
„Willst du? —“

Er nickte. Die Mandeln waren knusprig, das ganze Zimmer duftete nach Vanille. Ob die Frau wußte, wie hungrig das verschmähte Frühstück ihn gemacht?

Später — die Bäuerin hatte ihre Küchenarbeit wieder aufgenommen — trat er leise in die Kammer und legte zwei Zehnmarkscheine auf das rechte Kopfkissen. Die Bäuerin erwähnte kein Wort, als sie das Geld entdeckte, und zur Ursel ging sie ebenso wenig. Aber die Knechte, die sich darüber lustig machten, daß der Bauer fortan bei ihnen auf dem Heuboden schlafen würde, sollten unrecht behalten: Es war das einzige Mal gewesen.

Vierhundert Stunden umsonst getanzt.

Vierzehn Paare fanden sich kürzlich in El Cerrito in Kalifornien ein, um die Siegespalme im Dauertanz zu erringen. An der Spitze dieses poetischen Palmwedels hingen freilich noch als besonderer Lockreiz bare tausend Dollars. Da lohnte es sich denn schon, wenn man einen Tag nach dem anderen, eine Nacht um die andere mit seiner Partnerin über den Boden des Tanzzeltes schleifte. Nach zweihundert Stunden baute das erste Paar ab. Nach dreihundert Stunden trottelten noch zehn müde Pärchen zum Takt der Musik dahin, und in der vierhundertsten Stunde tanzten nur sieben Männchen und sieben Weiblein im Halbschlaf. Plötzlich peitschte eine unerwartete Nachricht die Lebensgeister der Halbtoten auf und bewegte ihre Beine zum rasenden Galopp: Der Unternehmer war mit der gesamten Einnahme einschließlich des Geldpreises durchgebrannt. Nur die Siegerpalme hatte er zurückgelassen, auf die freilich keiner der Konkurrenten mehr großen Wert legte. Die Verfolgung führte leider zu keinem Ergebnis, und die enttäuschten Teilnehmer am Tanzmarathon von El Cerrito zogen wutschnaubend nach Hause, um nach der Anstrengung und dem Schicksalsschlag auszuschlafen. Manche alten Leute, die kein Verständnis für moderne Belange aufzubringen vermochten, meinten freilich, den Tanzwütigen sei das Mißgeschick zu gönnen. Auf jeden Fall wird nach diesem kläglichen Ausgang eine Flaute in Tanzmarathons einsetzen.



Bunte Chronik

* **Der findige Amerikaner.** Der amerikanische Staatsbürger James Hamilton kam nach Paris und wollte der Freuden des Pariser Nachtlebens teilhaftig werden. Er nahm eine Taxe und ließ sich nach dem Montmartre fahren. Der Chauffeur hielt vor einem der berüchtigten Nachtlokale. Herr Hamilton stieg aus der Droschke und sagte dem Chauffeur: „Warten Sie hier auf mich. Ich habe in meiner Geldtasche 15 000 Franks. Ich bin zwar ein vernünftiger Mann, aber heute nach vielen Jahren des amerikanischen Trockenlebens habe ich kein allzu großes Vertrauen zu mir selbst. Behalten Sie diese 12 000 Franks, bis ich nach Hause zurückkehre, die restlichen 3000 Franks müssen mir genügen. Sollte ich Sie inzwischen bitten, mir für das Gelage noch Geld zu geben, tun Sie es unter keinen Umständen.“ So sagte der vernünftige Herr Hamilton und ging ins Lokal. Aus dem Flur sah er, daß der Chauffeur sich aus dem Staub machte, offensichtlich, um mit dem Gelde zu verschwinden. Als der Amerikaner auf die Straße eilte, war der Chauffeur bereits in voller Fahrt. Der findige Amerikaner bemächtigte sich schnell eines leeren Automobils, welches in der Nähe stand. Eine wilde Jagd durch die Straßen des nächtlichen Paris begann. Mit seinem 10 PS.-Auto konnte der Chauffeur seinem Verfolger nicht entgehen. Nach 10 Minuten überholte ihn der Amerikaner, sprang auf den Führersitz der Droschke und faßte den Chauffeur. Den Rest besorgte die Polizei.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.